

INTERPRETATIONSKURS THEORETISCHE PHILOSOPHIE

Gott (Dritte Meditation; Stichpunkte zum 18.12.2007)

Numerierung/Seitenangaben nach Reader

1 Wiederholung

1. Anhand der Überschriften zu den ersten beiden Meditationen haben wir kurz deren Inhalt wiederholt. Allgemeiner ist es zur Wiederholung eines Textes oft ratsam, sich anhand der Titel oder Untertitel den Inhalt zu erschließen. Leitfrage ist dann: Inwieweit löst der Inhalt ein, was der Titel verspricht und ankündigt?
2. Die erste Meditation ist mit „Woran man zweifeln kann“ (S. 63) überschrieben. Descartes unternimmt darin einen Neuanfang mit seinen Überzeugungen. Um zu vermeiden, daß sich diese einmal als falsch herausstellen, prüft er sie, indem er sie versuchsweise in Zweifel zieht. Dabei stellt sich heraus, daß fast alle Überzeugungen, die Descartes hat, anfällig gegen begründete Zweifel sind. Insbesondere lassen sich Überzeugungen, die wir üblicherweise unter Rekurs auf die Sinneswahrnehmungen rechtfertigen, und mathematische Überzeugungen mit triftigen Gründen anzweifeln.
3. Die Zweite Meditation trägt den Titel „Über die Natur des menschlichen Geistes; daß er der Erkenntnis näher steht als der Körper“ (77). Dieser Titel deutet das Hauptergebnis an, zu dem Descartes gelangt, als er die Frage erörtert, wer oder was er sei. Descartes kommt auf diese Frage, weil er zunächst erkennt, daß die Existenz des eigenen Ichs nicht bezweifelbar ist, solange es denkt. Die Frage nach dem Wesen des Ichs beantwortet er, indem er sagt, er sei ein denkendes Ding („res cogitans“). Er kommt auf diese Antwort, indem er sich fragt, welche seiner Überzeugungen über sein eignes Wesen unbezweifelbar sind. Dabei stellt sich für Descartes heraus, daß es durchaus gute Gründe dafür gibt, an der Existenz des eigenen Körpers zu zweifeln. Unbezweifelbar ist hingegen, daß er ein denkendes Wesen ist, daß er einen Geist hat. In diesem Sinne ist daher der Geist (das Denken etc.) der Erkenntnis näher als der Körper: Daß ich einen Geist habe, kann ich nicht bezweifeln, sehr wohl aber, daß ich einen Körper habe.

Daß der Geist „der Erkenntnis näher steht“ könnte im Prinzip auch meinen, daß man mit dem Geist eher Erkenntnis erwirbt als mit dem Körper. Man könnte das dann auf das Wachsbeispiel beziehen, mit dem gezeigt werden soll, daß wir Gegenstände durch den Geist, nicht aber durch die Wahrnehmung deutlich denken (dabei ist die Wahrnehmung über unseren Körper vermittelt). Diese Interpretation kann man aber ausschließen. Denn der lateinische Titel der Meditation lautet: „[...] quòd ispa [mens] sit notior quàm corpus“, was wörtlich bedeutet: daß der Geist bekannter ist als der Körper – es geht hier also um den Geist als Erkenntnisgegenstand und nicht als Erkennendes.

Man kann die zweite Meditation grob in drei Teile gliedern. Im ersten Teil (1–3) gewinnt Descartes Gewißheit über die eigene Existenz. Im zweiten Teil (4–9) geht es um die Frage, wer oder was das eigene Ich ist. Der dritte Teil löst daran anschließend eine Schwierigkeit auf, indem er untersucht, wann und wie wir welche Gegenstände deutlich erfassen (10–16).

2 Auf der Suche nach weiterer Erkenntnis

1. Nach der Erkenntnis des eigenen Ichs ist jetzt die entscheidende Frage: Wie kann Descartes ausgehend von der Selbstgewißheit sein Wissen erweitern, zu so etwas wie Weiterkenntnis gelangen?
2. In der dritten Meditation beginnt Descartes zunächst, indem er das wiederholt, was er unbezweifelbar weiß (1). Er fragt sich dann, ob es nicht mehr gibt, das man unbezweifelbar wissen kann (2).
3. Descartes fährt zunächst fort, indem er auf seine bisherige unbezweifelbare Erkenntnis reflektiert. Er macht damit seine bisherige Erkenntnis zum Thema. Wie ist diese Erkenntnis zu denken? Descartes hat erkannt, daß er selber ist; und er hat eine klare Vorstellung davon gewonnen, was oder wer er ist. Er hat sich selber klar und deutlich erfaßt. Das legt folgende Regel für die Zukunft nahe: Wenn ich etwas klar und deutlich erfasse, das ist es wahr.
4. Damit haben wir ein Wahrheitskriterium: Es erlaubt uns zu bestimmen, ob etwas wahr ist: Wenn ich etwas klar und deutlich erfasse oder einsehe (lat. *clare et distincte percipere*), dann ist es wahr (2, S. 101). Das Kriterium gibt uns damit eine hinreichende Bedingung dafür an, daß ein Urteil wahr ist. Das Kriterium gibt aber keine notwendige Bedingung für Wahrheit an, denn ein Urteil könnte auch wahr sein, ohne daß ich seinen Inhalt und das, worüber es handelt, klar erfasse.
5. Man kann Descartes' Kriterium auch als Wissens-/Erkenntniskriterium auffassen. Es lautet dann: Wenn ich etwas klar und deutlich erfasse, dann habe ich Wissen. Eine solche Auffassung von Descartes' Kriterium ist angemessen, wenn Wissen wahre, gerechtfertigte Meinung ist, wie es in der traditionellen Wissensdefinition behauptet wird. Nehmen wir nämlich an, daß ich etwas klar und deutlich erfasse und mir dazu eine Meinung bilde. Nach dem Wahrheitskriterium von Descartes ist die Meinung wahr. Wenn ich alles, was für die Meinung relevant ist, klar und deutlich erfasse, dann bin ich vermutlich auch in der Lage, meine Meinung zu begründen oder zu rechtfertigen. Also habe ich damit Wissen.
6. Weitere Nebenbemerkung (kann beim ersten Mal überlesen werden): So wie das Kriterium formuliert ist, wirft es ein Problem auf. Descartes sagt, etwas sei wahr, wenn ich es klar und deutlich erfasse (2, S. 101). Damit scheint Descartes einen Kategorienfehler zu begehen. Denn was wahr sein kann, sind nach Descartes Urteile (s.u.). Was wir erfassen, sind hingegen Gegenstände wie etwa das Ich. Nehmen wir nun an, ich erfasse mein Ich klar und deutlich. Wenn ich das Kriterium anwende, folgt, daß das Ich wahr ist. Aber das Ich ist kein Urteil und kann gar nicht wahr sein.

Erster Problemlösungsvorschlag: Descartes meint: Wenn ich den Inhalt eines Urteils klar und deutlich erfasse, dann ist es wahr. Problem: Dieses Prinzip ist nicht

einleuchtend. Gegenbeispiel: Ich erfasse den Inhalt des Urteils, daß $2 + 3 = 4$ ist, ganz klar und deutlich, erkenne aber gerade deshalb, daß es falsch ist.

Zweiter Problemlösungsvorschlag: Descartes meint: Wenn ich einen Gegenstand klar und deutlich erfasse, dann ist das Urteil „Dieser Gegenstand existiert“ wahr. Problem: Viele Urteile betreffen nicht nur die Existenz eines Gegenstandes, sondern auch seine Eigenschaften, sein Wesen.

Wir können dem Problem hier nicht weiter nachgehen.

7. Auf jeden Fall fragt sich natürlich: Was heißt in dem Kriterium „klar und deutlich erfassen/einsehen“? Zunächst kann man hier „erfassen/einsehen“ nicht im Sinne von „erkennen“ deuten. Denn wenn jemand etwas erkennt, dann impliziert das, daß das Erkannte auch wahr ist. Dann ließe sich das Wahrheitskriterium aber in der Praxis gar nicht anwenden, denn um zu wissen, ob etwas wahr ist, müßte ich unter anderem überprüfen, ob es erkannt und daher wahr ist. Das klare und deutliche Erfassen muß also etwas sein, daß das Subjekt an seinen Vorstellungen selber festmachen kann.

In den „Principia primae philosophiae“ schreibt Descartes erläuternd (zitiert nach Perler, Descartes, 158): „Klar nenne ich jene Idee, die dem aufmerksamen Geist gegenwärtig und offenkundig ist, [...] deutlich aber als jene, die – sofern sie klar ist, – derart von allen anderen Ideen unterschieden und getrennt ist, daß sie gar nichts anderes enthält als das, was klar ist.“

Auch in der zweiten Meditation verwendet Descartes den Begriff des „clare et distincte percipere“. Dort sagt Descartes nach der Behandlung des Wachs-Beispiels (12), er erfasse nun klar und deutlich, was das Wachs sei. Er fügt an, daß er sich selber noch viel deutlicher erkennt (15). Perler, 160 deutet die Formel daher wie folgt: Etwas klar und deutlich zu erfassen bedeutet, es so zu erfassen, daß alles, was notwendig zu der Vorstellung gehört, erfaßt wird, aber nicht mehr. Wir können in jedem Fall zusammenfassend sagen: Wir erfassen einen Gegenstand klar und deutlich, wenn wir ihn so deutlich erfassen, wie Descartes das eigene Ich in der zweiten Meditation erfaßt hat.

8. Eine andere Frage ist natürlich: Ist Descartes berechtigt, an dieser Stelle ein allgemeines Kriterium aufzustellen? Bisher hat sich das Kriterium erst einmal bewährt, nämlich bei der Erkenntnis des eigenen Ichs: Ich habe eine klare und deutliche Vorstellung von mir, und ich bin wirklich und bin wirklich ein denkendes Wesen. Aber ist es gerechtfertigt, dieses Kriterium auch auf andere Vorstellungen anzuwenden? Zum Vergleich: Wenn es mir gelungen ist, mit einer bestimmten Regel einen Kirschkuchen zu backen, dann kann ich noch nicht schließen, daß ich mit derselben Regel auch eine Pizza backen kann.
9. Descartes ist sich vermutlich des Problems bewußt. 3 kann man wie folgt verstehen¹: Descartes wendet das Kriterium versuchsweise an und fragt sich, wohin das führt und ob das Kriterium nicht irgendwie falsifiziert wird. Das Kriterium wäre genau dann falsifiziert, wenn es Fälle gibt, wo ich etwas klar und deutlich erfaßt habe, das sich dann aber leider als falsch herausgestellt hat. Wenn so etwas vorkommt, dann eignet sich das Kriterium offenbar nicht, wenn man herausfinden will, was die Wahrheit ist.

¹ Es sind auch andere Lesarten von 3 möglich.

Descartes wendet das Kriterium nun nicht an, indem er sich fragt, ob es etwas gibt, das er klar und deutlich erfaßt und das falsch ist. Vielmehr fragt er sich, ob es etwas gibt, das er er klar und deutlich erfaßt und das zweifelhaft ist. Das legt den Verdacht nahe, daß es sich bei dem Kriterium nicht um ein Kriterium für Wahrheit, sondern für unbezweifelbare Wahrheit handeln soll. Alternativ könnte man sagen, Descartes versuche nicht, das Kriterium zu falsifizieren, sondern nur zu zeigen, daß das Kriterium gefährdet ist. Die Tatsache, daß etwas klar und deutlich erfaßt wird, aber nicht zweifelsfrei ist, deutet nämlich zumindest darauf hin, daß das Kriterium falsch sein könnte und in diesem Sinne gefährdet ist. Wir werden im folgenden von dieser zweiten Lesart ausgehen.

10. In 3 untersucht Descartes dazu die Sinneswahrnehmungen. Habe ich früher etwas sinnlich Wahrnehmbares klar und deutlich erfaßt, obwohl es doch berechnete Zweifel an den Sinneswahrnehmungen gibt? Dann wäre das Kriterium gefährdet. Descartes verneint die Frage aber. Ein Aspekt von unseren sinnlichen Wahrnehmungen ist zwar klar: Ich erfasse klar, daß ich jetzt den Wahrnehmungseindruck eines Computer-Bildschirms habe. Und das ist auch wahr (sinnliche Gewißheit). Die weitergehende und bisher bezweifelbare Behauptung, daß meinen Wahrnehmungseindrücken Dinge in der Außenwelt entsprechen, beruht jedoch nicht auf einem klaren Erfassen. Insofern ist das Kriterium nicht gefährdet.

11. Wie steht es aber mit der mathematischen Erkenntnis (4)? Bei einfachen mathematischen Aussagen wie $2+3=5$ sind wir uns subjektiv absolut sicher, und wir scheinen klare Vorstellungen zu haben. Auf der anderen Seite gibt es jedoch begründete Zweifel an der Richtigkeit mathematischer Aussagen: Gott könnte mich täuschen. Wenn all dies richtig ist, dann gibt es ein Problem mit dem Kriterium.

Die Textstelle 4 ist nicht ganz leicht zu interpretieren, weil Descartes nicht explizit sagt, ob wir in der Mathematik Gegenstände klar und deutlich erfassen.² Möglichkeit 1: Descartes ist der Meinung, daß mathematisches Erfassen klar und deutlich ist; glaubt aber, daß es berechnete Zweifel an der Mathematik gibt; dann wäre das Kriterium an diesem Punkt gefährdet, wenn sich die Zweifel nicht beseitigen lassen. Möglichkeit 2: Descartes ist der Meinung, daß mathematisches Erfassen allenfalls scheinbar klar und deutlich ist; dann kann man aber das Kriterium nicht anwenden; und man muß nach anderen Möglichkeiten suchen, um zu anderen Wahrheiten vorzustoßen. Welche Möglichkeit auch immer zutrifft, in jedem Fall kommt Descartes an dieser Stelle direkt nicht mit dem Kriterium weiter.

12. Aber wie kann es dann weitergehen, wenn das Ich seine Erkenntnis erweitern will (4)? Descartes' Idee ist: Vielleicht kann man den begründeten Zweifel an der mathematischen Erkenntnis zurückweisen. Aber wie soll das gehen? Nun, man könnte beweisen, daß Gott existiert, uns nicht täuscht und auch nicht zuläßt, daß uns ein anderer täuscht. Denn dann ist es nicht möglich, daß mich jemand systematisch täuscht, wenn ich Zahlen addiere. Damit entfielen aber jeder vernünftige Zweifel an der Wahrheit der Mathematik. Wenn das einmal der Fall ist, dann gibt es auch kein Problem mehr mit dem Wahrheitskriterium – es ist nicht mehr gefährdet, und man könnte hoffen, über dieses Kriterium zu neuen Wahrheiten zu finden.

Genau diese Strategie verfolgt Descartes in der Tat. Er beweist die Existenz Gottes. Gott verbürgt dann die Wahrheit anderer Urteile von Descartes. Der entscheidende

² In unserer deutschen Übersetzung ist zwar etwa von klarem Einsehen (4, Z. 4 f.) die Rede, aber im lateinischen Text steht dort nicht der Ausdruck „clare“, der im Wahrheitskriterium vorkommt.

Weg von der reinen Selbsterkenntnis zur Welterkenntnis führt über Gott. Gott ist das erste, was wir abgesehen von uns selbst sicher erkennen können.

13. Descartes fährt jedoch nicht unmittelbar mit einem Gottesbeweis fort. Im Gegenteil, im Laufe der folgenden Überlegungen ergibt sich die Existenz Gottes scheinbar eher zufällig. Die Fragen, um die es nach 4 explizit geht, sind: Was kann überhaupt wahr sein, und welche Gründe gibt es dafür, etwas für wahr zu halten?

3 Was ist wahrheitsfähig?

1. 5–6 klären die zunächst die Frage, was überhaupt wahrheitsfähig ist. Die Frage ist nicht: Was ist wahr?, sondern: Was können wir überhaupt sinnvollerweise wahr oder falsch nennen? Um die zweite, hier relevante Frage zu verstehen, kann man folgendes sagen: Nehmen wir an, jemand fragt uns, ob eine bestimmte Blume wahr ist. Vermutlich werden wir antworten, daß die Frage für uns überhaupt keinen Sinn ergibt. Wir können uns gar nicht vorstellen, was es heißen soll, daß eine Blume wahr oder auch nicht wahr ist. Wer eine Blume wahr oder auch nicht wahr nennt, der macht eine Art Kategorienfehler. Daher sind Blumen nicht wahrheitsfähig (englisch „truth apt“). Die Frage ist dann: Was ist wahrheitsfähig, d.h. für was ergibt die Frage, ob es wahr sei, Sinn? (manchmal spricht man von wahren Blumen und meint damit echte, vielleicht auch vollkommene Blumen. Solche Verwendungen von „wahr“ sind aber hier wohl nicht einschlägig. Descartes interessiert nicht, ob seine Meinungen echte Meinungen sind).
2. Descartes beginnt, indem er seine cogitationes (Bewußtseinsinhalte) klassifiziert (5). Er unterscheidet Ideen oder Vorstellungen (ideae), Willensakte („voluntates“, Descartes spricht auch von Affekten „affectus“) und Urteile („iudicia“).
3. Wir wollen uns die Klassifikation anhand von Beispielen klar machen. Eine Vorstellung ist etwa meine Vorstellung von Elefanten. Descartes sagt erläuternd, Vorstellungen seien „gleichsam Bilder von Dingen“ (5,103). Elefanten kann ich mir in der Tat bildlich vorstellen. Aber Descartes ist vorsichtig und setzt ein „gleichsam“ vor „Bilder“. Denn es gibt auch Vorstellungen, die nicht bildhaft sind. Ich habe zum Beispiel eine Vorstellung von Gott (ich halte ihn für allgütig etc.), aber ich kann mir Gott nicht bildlich vorstellen. Willensakte sind Entscheidungen oder Absichten wie zum Beispiel meine Absicht, heute nach der Uni etwas einzukaufen. Urteile sind in erster Näherung Überzeugungen. Den Inhalt eines Urteils kann ich immer in einem Aussagesatz oder einem „daß“-Satz ausdrücken. Peter fällt etwas das Urteil, daß zwei und zwei vier ist.
4. Wir haben uns in der Sitzung gefragt: Welcher Zusammenhang besteht zwischen Vorstellungen und Urteilen? Zum einen gilt sicher: ohne Vorstellungen keine Urteile. Urteile verbinden oft verschiedene Vorstellungen. Wenn ich etwa sage, das Haus ist blau, dann verbinde ich die Vorstellungen von einem Haus und von blau. Auf der anderen Seite ist ein Urteil immer mehr als eine Vorstellung. In dem Beispiel mit dem Haus haben wir es mit mehreren Vorstellungen zu tun, die in charakteristischer Weise verbunden werden – wir sagen: Das Haus ist blau, und nicht: Das Blaue ist das Haus. Auch in Urteilen, die lediglich besagen, daß etwas Bestimmtes, sagen wir ein Haus, existiert, ist mehr als eine Vorstellung enthalten. Denn wer der Meinung ist, es existiere ein Haus, der hegt nicht nur die Vorstellung eines

Hauses, sondern stimmt ihr in charakteristischer Weise zu. Er sagt: Dieses Haus gibt es wirklich draußen in der Welt.

5. Welche Bewußtseinsinhalte können nun wahr sein (6)? Nach Descartes nur Urteile. Vorstellungen oder Wollungen können dagegen gar nicht wahr sein. Nur in Bezug auf Urteile kann man daher auch von Irrtum sprechen.
6. Descartes weist nun auf einen besonders häufigen Irrtum hin: Wir urteilen, daß etwas existiert, obwohl es in Wirklichkeit nicht existiert. Zu urteilen, daß etwas existiert, heißt dabei, nicht nur eine Vorstellung oder einen Begriff davon zu haben, sondern auch der Vorstellung in einer bestimmten Weise zuzustimmen. Wenn ich etwa glaube, daß es Indianer gibt, dann habe ich nicht nur die Vorstellung von Indianern; sondern ich stimme zu dieser Vorstellung so zu, daß ich sage: Indiander gibt es.
7. Nicht alle Urteile sind Existenz-Urteile. So stellt zum Beispiel das Urteil, daß Indianer in Amerika leben, eine bestimmte Beziehung fest – nämlich zwischen den Indianern und Amerika. Aber das Urteil setzt ein Existenzurteil voraus – wenn es keine Indianer gibt, dann können die Indianer nicht in Amerika leben. Daher sind Existenzurteile besonders wichtig: Sie werden von vielen anderen Urteilen präsupponiert (vorausgesetzt).
8. Im folgenden geht es aber nur um Existenzurteile.
9. Um das Folgende vorzubereiten, wollen wir uns fragen, wann ein Existenzurteil wahr ist. Nun, das Urteil, daß es Indiander gibt, ist wahr, wenn es etwas in der Welt gibt, das in etwa meiner Vorstellung von Indianern entspricht, meiner Vorstellung von Indianern ähnlich ist (siehe dazu 8, Z. 3 f.). So stelle ich mich Indiander mit roter Haut vor, also ist mein Urteil nur dann wahr, wenn die Indiander in der Welt wirklich eine rote Haut haben.
10. Wir notieren noch, daß Descartes in 7 die Vorstellungen (Ideen, „ideae“) hinsichtlich ihrer Herkunft klassifiziert. Dabei geht es ihm nicht darum, definitiv zu behaupten, einige Vorstellungen hätten diese oder jene Herkunft. Denn man kann sich ja über die Herkunft einer Vorstellung täuschen, und Descartes ist im Rahmen seines Programmes sehr vorsichtig mit Dingen, über die man sich täuschen kann. Vielmehr geht es ihm darum, mögliche Herkunftswege von Vorstellungen zu unterscheiden. Seine Frage lautet also: Woher könnten meine Vorstellungen kommen? Um diese Frage zu beantworten, unterscheidet er drei mögliche Herkunftswege: 1. Vorstellungen könnten angeboren sein. 2. Vorstellungen könnten von außen kommen (im Alltagsbewußtsein gelten die Vorstellungen bei Sinneswahrnehmungen als von außen kommend) 2. Das Ich könnte sich die Vorstellungen selbst gebildet und ausgedacht haben.

4 Können wir den Existenzurteilen, die wir gewohnheitsmäßig treffen, trauen?

1. Im Alltag geben wir die Zustimmung, die zu einem Existenzurteil erforderlich ist, oft. Wir fällen Existenzurteile. Wir sagen etwa: Es existiert ein Computerbildschirm vor mir. Aber was veranlaßt uns dazu? Und haben wir gute Gründe, die betreffende Zustimmung zu geben?

2. Um diese Frage zu beantworten, untersucht Descartes in einem ersten Anlauf zwei Begründungen. Die erste Begründung lautet: Die Natur lehrt uns das. Die zweite geht von der Phänomenologie des Urteilens, besonders der Sinneswahrnehmung aus: Sinneseindrücke empfangen wir unwillkürlich. Wenn ich etwa meine Augen in eine bestimmte Richtung wende, dann sehe ich einen Turm, egal was ich sehen will. In der Sinneswahrnehmung bin ich daher passiv. Eine naheliegende Erklärung ist: Etwas außer mir affiziert mich; und das, was mich affiziert, ähnelt der Vorstellung, die entsteht (8). Sind das ausreichende Gründe für Existenzurteile, wenigstens über äußere Gegenstände?

3. Descartes verneint diese Frage, er destruiert diese einfachen Begründungen. Was die Formel „Die Natur lehrt uns“ angeht, so sagt er in etwa folgendes: Die Formel muß wohl meinen, daß mich ein natürlicher Trieb dazu bringt, einigen Vorstellungen in der geeigneten Weise zuzustimmen. Aber den Trieben können wir nicht trauen. Das kann man sich insbesondere an Sinnestäuschungen klarmachen (9). Was die Phänomenologie der Sinneserfahrung angeht, so gilt: a. Auch wenn ich nicht willentlich darüber verfügen kann, welche Wahrnehmungseindrücke ich habe, so könnte es doch sein, daß diese Eindrücke aus mir kommen. Das kann man sich anhand von Träumen klarmachen: Auch im Traum kann ich wohl nicht darüber bestimmen, was ich träume – ich unterliege passiv den Traumbildern und alles fühlt sich für mich an, wie es sich im richtigen Leben anfühlt. Aber die Traumbilder kommen nicht direkt von der Wirklichkeit – sie entspringen irgendwie mir selbst (10). b. Außerdem reicht es nicht, daß meine Wahrnehmungseindrücke, die Vorstellungen, die ich bei der Wahrnehmung habe, von außen kommen. Die Eindrücke müßten auch den Dingen ähneln, wenn meine Existenzurteile wahr sein sollen. Denn wie wir oben gesehen haben, ist ein Existenzurteil nur dann wahr, wenn die Vorstellung, die ich mir von etwas mache, dem Gegenstand in der Welt ähnelt. Die Passivität in der Wahrnehmung zeigt nun aber nicht, daß die Vorstellungen, die wir passiv aufnehmen, der Realität entsprechen. Descartes erläutert dies an einem Beispiel. Ihm zufolge haben wir zwei Vorstellungen von der Sonne. Die erste kommt aus der Wahrnehmung. Ihr zufolge ist die Sonne eine kleine gelbe Scheibe auf dem Himmel. Einer zweiten Vorstellung zufolge ist die Sonne ein Himmelskörper, der größer als die Erde ist. Im Alltag denken wir, daß die zweite Vorstellung der wirklichen Sonne entspricht. Sie ist aber unvereinbar mit der ersten Vorstellung der Sonne. Diese erste Vorstellung empfangen wir aber rein passiv. Damit ist die erste Vorstellung ein Beispiel, wie eine Vorstellung zwar passiv empfangen wird, aber ihrem Gegenstand und Ursprung nicht hinreichend ähnlich ist (11).

5 Können wir den Existenzurteilen, die wir gewohnheitsmäßig treffen, trauen (II)?

1. Descartes unternimmt daher einen zweiten Anlauf (13–23). Er bemerkt zunächst, daß sich die Ideen oder Vorstellungen in ihrem Bedeutungsgehalt („realitas obiectiva“) unterscheiden. Jede Idee ist eine Idee **von** etwas. Sie hat einen Inhalt, einen Gehalt. Ich habe zum Beispiel die Idee von den Indianern. Es handelt sich dabei um eine Vorstellung von den Indianern. Den Bedeutungsgehalt der Idee kann man also beschreiben, indem man das Wort „Indianer“ verwendet. Daraus folgt nicht, daß es die Indianer wirklich gibt. Ich habe auch die Idee von Pegasos

(einem geflügelten Pferde), obwohl ich nicht denke, daß es Pegasos gibt. Aber es handelt sich immer noch um die Idee **von** Pegasos.

2. Descartes unterscheidet zwischen nun den Ideen, indem er ihre Bedeutungsgehalte, d.h. ihre *realitates objectivae*, in drei Klassen einteilt. Da gibt es erstens die Idee einer unendlichen Substanz (das ist Gottes). Dann gibt es Ideen von Substanzen. Drittens gibt es Ideen von Bestimmungen (13). Eine Substanz ist etwas, was für sich oder allein existieren und gedacht werden kann – so in etwa Spinozas Definition von Substanz. Wir konzentrieren uns im folgenden auf das Allein-Existieren-Können. Dieser Tisch hier kann in einem bestimmten Sinne allein existieren. Die Farbe dieses Tisches kann dagegen nicht allein existieren – sie ist auf den Tisch als Träger der Farbe angewiesen.

Nun haben wir von Substanzen wie einem Tisch gesprochen, als gäbe es diese Dinge wirklich. Aber das können wir natürlich jetzt noch nicht wissen. Deshalb müssen wir genauer sagen: Wir haben Ideen von Substanzen, und zu deren *realitas objectiva* gehört zum Beispiel, daß sie für sich existieren können.

3. Wir haben also drei Klassen von Vorstellungen/Ideen: die Idee von Gott, Ideen von Substanzen und Ideen von Bestimmungen. Der Vorstellung von Gott kommt hier ein besonderer Status zu, weil Gott als unendlich gilt – zum Beispiel, weil er als allmächtig gilt. Die Unendlichkeit markiert einen qualitativer Unterschied zu dem in anderen Vorstellungen Vorgestellten.
4. In einem nächsten Schritt untersucht Descartes kausale Beziehungen, also Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen (im Sinne der *causa efficiens*). Wir beschreiben diese Beziehungen, indem wir sagen: Die Ursache bringt die Wirkung hervor.
5. Descartes behauptet nun, daß alles eine Ursache hat, die mindestens so vollkommen ist wie ihre Wirkung, die mindestens so viel Seinsgehalt besitzt wie die Wirkung. Wir wollen das Descartes' Kausalprinzip nennen. Man kann das Prinzip an folgendem Beispiel erläutern. Nehmen wir an, hier sei eine schön verarbeitete Perle. Dem Prinzip zufolge muß es nun eine Ursache für diese Perle geben, und diese Ursache muß mindestens so vollkommen sein wie die Perle.
6. Man kann Descartes' Kausalprinzip vielleicht als eine Folge aus dem Prinzip „Von nichts kommt nichts“ ansehen (vgl. 14). Denn nehmen wir versuchsweise an, eine Ursache U verursache eine Wirkung W, die vollkommener als sie sei. Dann kann man fragen: Woher kommt der Vollkommenheitsüberschuß in W gegenüber U? Der Überschuß kann nicht aus U kommen, denn es wurde ja angenommen, das U unvollkommener als W ist. Er kann ich nicht von etwas außerhalb von U, sagen V, kommen. Denn U, und nicht U plus V soll ja in unserem Beispiel die Ursache von W sein. So bleibt nur, daß der Überschuß von nichts kommt. Aber das geht nicht, denn aus nicht kann nicht etwas kommen. Also war unsere Voraussetzung, daß nämlich die Wirkung vollkommener als die Ursache war, von vornherein inkohärent (vgl. 14). Wenn das richtig ist, dann folgt, daß eine Ursache immer mindestens so vollkommen sein muß wie ihre Wirkung. Es gilt dann: Keine Verursachung mit Zugewinn an Vollkommenheit.
7. Zwischen den drei Klassen, die oben unterschieden wurden, besteht nun ein systematisches Vollkommenheitsgefälle. Gott ist am vollkommensten (er ist unendlich),

dann kommen die Substanzen, schließlich die Bestimmungen. Dann besagt das Prinzip grob gesagt: Eine Verursachung kann nicht mit einem „Klassenaufstieg“ einhergehen, die Wirkung kann nicht einer Klasse angehören, die höher steht als die Klasse der Ursache. Im Beispiel: Ein Stein könnte im Prinzip eine Blume hervorbringen – beides sind Substanzen. Aber eine Bestimmung eines Steines kann keinen Stein hervorbringen.

8. Woher nimmt Descartes das alles? Was berechtigt Descartes, von seinem Kausalprinzip auszugehen? Oder, wenn sich das Kausalprinzip von Descartes durch das Prinzip „Von nichts kommt nichts“ begründen läßt, was berechtigt Descartes, von diesem Prinzip auszugehen? Ist dieses Prinzip nicht auch bezweifelbar?

Descartes sagt an einer Stelle (16, Z. 1–3), daß er die eben skizzierten Zusammenhänge klar und deutlich als wahr erfaßt. Vielleicht wendet er an dieser Stelle sein Wahrheitskriterium an. Allerdings wäre das problematisch, da das Wahrheitskriterium ja bisher nicht ausreichend begründet ist.

Descartes spricht auch vom „lumen naturale“ (15) – vom natürlichen Licht. Die Vernunft sieht ganz natürlich, daß das so sein muß.

9. Descartes wendet das Kausalprinzip nun auch auf seine Vorstellungen an. Er betrachtet diese als Wirkungen und fragt sich: Woher kommen sie? Was ist ihre Ursache? Dabei stellt sich aber eine wichtige Frage: Wie vollkommen sind Vorstellungen? Descartes beantwortet diese Frage letztlich, indem er die Vollkommenheit einer Vorstellung an ihren Gehalt bindet. Ein Vorstellung von X ist vollkommener als eine Vorstellung von Y, wenn X vollkommener ist als Y (14–15).
10. Descartes verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der „realitas objectiva“ (etwa 14). Dabei handelt es sich um den Grad an Vollkommenheit, den eine Vorstellung insofern hat, als sie einen bestimmten Gehalt hat.
11. Descartes folgert nun: Die Ursache einer Vorstellung muß so sein, daß es von der Ursache zum Gehalt der Vorstellung keinen „Klassenaufstieg“ gibt. Im Beispiel: Die Idee des Steines kann von einer Substanz verursacht sein. Sie kann aber nicht von einer Bestimmung eines Steins verursacht werden. Die Idee der Steinfarbe kann jedoch von einer solchen Bestimmung verursacht werden (14 f.).
12. Nun kann Descartes sich überlegen, ob man nicht begründetermaßen auf die Existenz bestimmter Dinge schließen kann, indem man sich fragt, woher unsere Ideen kommen, und das Prinzip anwendet. Das Ergebnis (16–23) kann man sehr kurz zusammenfassen: Alle Vorstellungen von Bestimmungen und Substanzen können im Prinzip durch das verursacht sein, was Descartes schon kennt – das Ich. Denn das Ich ist eine Substanz. Allerdings kann die Idee Gottes nicht aus dem Ich kommen – das wäre ein „Klassenaufstieg“. Denn die Idee Gottes ist wegen ihres Gehalts vollkommener als das Ich. Ganz konkret: Gott wird als allmächtig dargestellt, aber das Ich ist nicht allmächtig (das zeigt Descartes später). Die Idee von Gott kann daher nicht vom Ich kommen. Sie kann auch nicht von körperlichen Gegenständen kommen, denn diese sind nicht so vollkommen wie die Vorstellung von Gott. Diese muß daher von etwas kommen, das mindestens ebenso vollkommen ist wie ihr Gehalt – das ist: von Gott selber. Die Idee Gottes kann also nur von ihm selber herkommen. Dann muß es aber auch Gott geben.

13. Oben wurden Vorstellung hinsichtlich ihrer Herkunft klassifiziert. Vorstellungen könnten angeboren sein, von außen kommen oder vom Ich ausgedacht sein. Descartes' Gottesbeweis zufolge kann die Vorstellung von Gott nicht vom Ich ausgedacht worden sein, denn die Vorstellung ist zu vollkommen, als daß sie von einer Person erdacht werden könnte. Sie kann auch nicht einfach von außen kommen, wenn „von außen“ die Körperwelt meint. Denn diese wieder nicht vollkommen genug, als daß sie der Ursprung unserer Gottesvorstellung sein könnte. Daher muß die Vorstellung angeboren sein. Das ist in der Tat Descartes' Auffassung (siehe 37). Wir haben die Vorstellung von Gott, weil Gott sie uns mitgegeben hat, indem sie angeboren ist.
14. So weit der Gottesbeweis von Descartes. Im Rest der dritten Meditation verteidigt Descartes den Beweis gegen Einwände. Später liefert er auch noch einen anderen Gottesbeweis.
15. Gott wird dann später wichtig, um das Wahrheitskriterium, das wir oben kennengelernt haben, zu verbürgen (Vierte Meditation).
16. Der Gottesbeweis von Descartes ist sehr eigen. Er unterscheidet sich signifikant von anderen Gottesbeweisen. Kosmologische Gottesbeweise gehen von der Frage aus: Woher kommt unsere Welt (insbesondere eine Welt, die schön ist, in der es Wesen gibt, die der Erkenntnis fähig sind etc.)? Dann wird auf auf Gott als auf ihren Urheber zurückgeschlossen. Der ontologische Gottesbeweis (Anselm von Canterbury) behauptet, daß es inkonsistent zu denken, Gott existiere nicht. Denn wenn wir Gott denken, dann denken wir ein Wesen mit allen Vollkommenheiten. Zu den Vollkommenheiten gehört nach Anselm aber auch die Existenz. Daher können wir Gott nicht denken, ohne zu sagen: Er ist wirklich. Hinter dem Beweis von Descartes steckt dagegen die Frage: Woher haben wir eigentlich die Idee oder Vorstellung von Gott? Seine Antwort lautet: Von Gott selbst. Daher ist Gott.

Literatur: D. Perler, Descartes, Beck, München 1998